

## Kritik oder Verriss?

*Alfred Reber*

In der „Sonntagszeitung“ vom 2. September 2012 verteidigte sich Adolf Muschg gegen eine Rezension seines neusten Romans „Löwenstern“, die er als irreführend und verfehlt betrachtete. Das kam bei einzelnen Vertretern der Kritikerzunft nicht gut an. Im „Tagesanzeiger“ und im „Bund“ erklärte man ihm, „wann Dichter schweigen sollten“. Er, Muschg, hätte besser daran getan, die ihm missfallende Rezension stillschweigend zu schlucken, anstatt sich dagegen zu wehren. Der Schriftsteller solle sich grundsätzlich nicht ins Geschäft des Kritikers einmischen.

Anders herum gesagt: Wenn es nach den Kritikern des „Tagesanzeigers“ und des „Bund“ ginge, wären Literaturkritiker unfehlbare Autoritäten, so etwas wie Päpste im Literaturbetrieb, und ihre Urteile wären untätigst hinzunehmen. Diese Forderung ist eigentlich so hanebüchen, dass man sie übergehen könnte. Ich erwähne sie bloss, weil ein anderer Schriftsteller für sein neuestes Werk zwei so üble Kritiken einstecken musste, dass er allen Grund hätte, sich öffentlich dagegen zu wehren. Er tut es nicht, weil er Zeit und Kräfte für Besseres einsetzen möchte. Es geht um E. Y. Meyer und seinen im letzten Sommer bei Stämpfli in Bern erschienenen Roman „Wandlung. Roman zur Jahrtausendwende“.

Auf vier der vielen Besprechungen gehe ich näher ein: auf zwei sachliche, dem Buch gerecht werdende Kritiken und auf die zwei Verrisse.

Ich beginne mit der Rezension in der „Neuen Zürcher Zeitung“, sie erschien als eine der letzten am 25. Oktober 2012. Die Verfasserin, Béatrice Eichmann-Leutenegger, gab ihr den Titel „Rufer in der Wüste“. Das klingt an die bekannte Stelle in den Evangelien an, die das Auftreten des Täufers Johannes ankündigt: „Denn dieser ist's, von dem der Prophet Jesaja gesprochen und gesagt hat: ‚Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste ...‘“ (Matth. 3, 3) Mit dieser Anspielung auf Johannes den Täufer wird ein anerkennender Ton angeschlagen. Ähnliches gilt für die folgenden Sätze: „Auch sein neues Buch ‚Wandlung‘ verzichtet auf narrative Lustbarkeiten. Ein Mann wie Meyer schießt nicht auf die Vorgaben des Marktes – er bleibt sich treu.“ „Sich selber treu bleiben“ ist geradezu ein Markenzeichen von E.Y. Meyer. Auch hier trifft die Rezensentin ins Schwarze, ebenso wenn sie am Schluss Jeremias Gotthelf als „Meyers eigentlichen Wahlverwandten“ bezeichnet und beifügt, die Formel „Geld und Geist“ treffe „einen zentralen Kritikpunkt des Autors“. Daneben übt die Rezensentin auch Kritik, vor allem an Meyers Stil: Seine „Staccato-Sätze, ... oft elliptisch verkürzt ...“ gefallen ihr nicht. Das ist ihr gutes Recht, literarische Kritik darf Lob und Tadel mischen, aber sie soll fair sein und sich um ein sachlich fundiertes Urteil bemühen.

Das trifft nun in keiner Weise zu auf die erste in der Presse erschienene Besprechung in der „Berner Zeitung“ vom 2. August 2012; denn die war ein von boshafter Häme durchsetzter Verriss. Das wird schon im Titel deutlich: „E. Y. Meyer liest der Welt die Leviten“, und ebenso im fettgedruckten Lead: „Der 65-jährige Berner zelebriert sich darin als zeitkritischen Mahner und Aufklärer“. Das ist die Tonlage der ganzen Besprechung; etwas später heisst es, den Titel wiederholend: „Die 263 Seiten nutzt der Berner, um der Menschheit im Allgemeinen und dem 21. Jahrhundert im Speziellen die Leviten zu lesen.“ (Nebenbei bemerkt: Der Roman endet mit der Jahrtausendwende.) Oder man wirft ihm vor, er reihe Schlagwörter aneinander, und zitiert dafür Beispiele, die sich verstreut im Roman finden, nämlich auf den Seiten 42, 119 und 186, und schliesst mit der Behauptung: „All dies prasselt in rhythmisierten, stakatoartigen Sätzen Seite für Seite auf die Leser nieder.“ So wird den Leserinnen und Lesern suggeriert, die ganzen 263 Seiten seien ein einziges Geschimpfe. Kein Wort davon, dass es in diesem Roman (wie übrigens auch in den früheren Werken des Autors) meisterhaft gestaltete Schilderungen gibt, packende Bilder von Landschaften, Örtlichkeiten, Stimmungen, die oft den Hintergrund schaffen zu gerafften, skizzenartigen Erzählungen, so z. B. in Kap. 11 der Anfang der Geschichte rund um Lord Byron, der mit englischen Freunden zusammen den kalten Regensommer 1816 in einer Villa in Cologny bei Genf verbrachte, oder die Schilderung des Creux du Van in Kap. 13.

Am 15. August 2012 erschien eine Rezension im „Bund“, der zum gleichen Medienkonzern gehört wie die „Berner Zeitung“. Umfangreicher, detaillierter als die Besprechung in der „Berner Zeitung“, aber in Tonlage und Inhalt ähnlich, im Titel und im Lead sogar eine Spur aggressiver. „Ich, der Prophet im eigenen Land“ lautet der knallige Titel, und der Lead doppelt nach: „Der Dichter als Dauermoralist: Acht Jahre nach dem Gotthelf-Roman ‚Der Ritt‘ legt E.Y. Meyer ‚Wandlung‘ vor. In diesem ‚Roman zur Jahrtausendwende‘ wird oft pathetisch doziert und leider kaum sinnlich erzählt.“ Das sind Vergröberungen, Übertreibungen, plakative, „süffige“ Formeln, wie man sie aus Boulevardblättern kennt. Der Titel ist zudem eine boshafte Unterstellung: E. Y. Meyer erhebt nicht den Anspruch, ein Prophet zu sein, er versteht sich als Zeitzeuge und Mahner. Im Roman „Wandlung“ kommt übrigens das Wort „Prophet“ gar nie vor; zweimal erscheint das Adjektiv „prophetisch“, einmal auf S. 182, wo es um Jeremias Gotthelfs der Bibel entlehntes Pseudonym geht, und das zweite Mal auf S. 187 im Zusammenhang mit einem Zitat aus Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen.

„Der Dichter als Dauermoralist“ – abschliessendes Urteil mit abwertendem Unterton etwa im Sinne von „Nörgler“, „Jammerlappen“, „Griesgram“ . . . Wie verhält es sich in Wirklichkeit, inwiefern ist E. Y. Meyer „Moralist“? Eine knappe Woche vor der Bespre-

chung im „Bund“ erschien am 9. August 2012 in der „Weltwoche“, eingebettet in ein farbiges Porträt des Dichters, eine Kritik, die diesen Namen nun wirklich verdient, in die Tiefe lotend, den neuen Roman in Meyers Gesamtwerk und in literargeschichtliche Zusammenhänge einordnend. Verfasser dieser Kritik ist Hubert Spiegel, Feuilletonredaktor an der FAZ, also unabhängig vom Redaktionsteam der „Weltwoche“. Über Meyer als Moralisten schreibt er: „Alles Reisserische ist ihm fremd. Er ist ein melancholischer Moralist, kein dröhnender Apokalyptiker, ein Mahner, kein Bussprediger, ein sorgenvoller Beobachter unserer Modernisierungsprozesse und ein Fortschrittsskeptiker, der wie ein guter Buchhalter immer ein Auge darauf hat, was uns all das kostet, was wir glauben, uns leisten zu müssen. Dabei geht es ihm nicht um Geld: Die Unkosten, die Meyer abwägt, wiegen schwerer und sind mit Gold nicht aufzuwiegen. Es geht ihm um die Schweiz. Und um die Menschheit. Man könnte sagen: E. Y. Meyer ist einer der letzten Apostel der Aufklärung.“

Wer E. Y. Meyer persönlich und sein Werk kennt, wird dieser Charakteristik zustimmen. Meyer ist Gegner eines blinden Fortschrittsglaubens, aber er wünschte sich eine neue, vertiefte, die irrationale Seite des Menschen einbeziehende Aufklärung. Oder, wie H. Spiegel schreibt: „Man könnte E. Y. Meyer also für einen unzeitgemäßen Autor halten. Vielleicht ist er das ja. Aber vielleicht war er seiner Zeit auch nur immer um einen halben Schritt voraus. Und vielleicht ist jetzt mit dem neuen Roman der Augenblick gekommen, da seine Zeit ihn eingeholt hat. Dann müsste Meyers ‚Wandlung‘ in der Schweiz das Buch der Stunde sein: ein Roman, der aus den Traditionen des Landes schöpft, die globalen Krisen der Gegenwart ins Auge nimmt und von der Sorge um die Zukunft umgetrieben wird.“

Der Rezensent im „Bund“ bemängelt die Art und Weise, wie Meyer die „an sich reizvolle Idee“ des Clubs umsetzt. Man kann bedauern, dass die am Anfang in knappen, aber farbigen Kurzporträts vorgestellten 13 Clubmitglieder nicht öfter, als es im Buch geschieht, die Themen ihrer Treffen im Gespräch erörtern. Aber auch in diesem Punkt übertreibt der Rezensent, wenn er behauptet, diese Figuren seien „reine Sprechblasen und brave Stichwortgeber ohne individuelle Konturen“, sie blieben „Behauptungen und leblose Marionetten des Autors“. In Wirklichkeit verhält es sich so, dass in mehreren Kapiteln entweder das ein Treffen organisierende Clubmitglied oder ein zum Treffen eingeladenener Sachkundiger die andern Mitglieder informiert, dass aber in andern Kapiteln sich sehr wohl Gespräche entwickeln.

Im letzten Kapitel wird ein solches Gespräch wiedergegeben, keines mit vorgegebener „Traktandenliste“, sondern ein sich spontan, oft sprunghaft weiter spinnendes, mit aus dem Augenblick geborenen Einwüfen der Clubmitglieder. Dabei fällt auch der Satz: „Man müsste ein neues ‚Decamerone‘ schreiben.“ Das kommentiert der

Rezensent mit der Bemerkung, wenn „E.Y. Meyer tatsächlich eine Novellensammlung wie bei Boccaccio vorschwebte, dann ist er mit seinem Konglomerat aus Erzählfragmenten, in ihrer Häufung penetranten Maximen und geistesgeschichtlichen Exkursen künstlerisch ziemlich krachend gescheitert“. Dem Rezensenten scheint das kleine Wörtlein „neues“ entgangen zu sein. Meyer ist viel zu gescheit, um sich im Ernst vorzunehmen, eine Art Kopie von Boccaccios Novellensammlung zu schreiben. Er sieht indessen Parallelen zwischen der Situation des ausgehenden Mittelalters, der damals über Europa hinweg ziehenden Pestwelle, und Entwicklungen, die sich in unserer Zeit abspielen. Aber indem der Rezensent das Wörtlein „neues“ übersieht, kann er seine deftige Pointe „ziemlich krachend gescheitert“ anbringen – „gescheitert“ hätte eigentlich genügt, das Attribut „krachend“ riecht penetrant nach Boulevard.

Die Rezension schliesst, wie sie begonnen hat; der Donnerkeule „Dauermoralist“ am Anfang entspricht der Schlusssatz: „Einem solchen Propheten mag man nicht folgen.“ („man“, nicht etwa bescheidener: „ich“.) Mit Verlaub, ich kenne Leute, darunter kompetente Germanisten wie literarisch interessierte „Laien“, die das Buch positiv beurteilen, sogar davon begeistert sind. Der Rezensent erhebt den Anspruch, das abschliessende, allgemeingültige Urteil zu sprechen; obendrein reicht er seinen Text, zwar gekürzt, aber in Ton und Inhalt wenig verändert, dem „Tagesanzeiger“ weiter, so dass sein Verriss auch im Raum Zürich bekannt wird.

Man könnte solche Verrisse stillschweigend übergehen im Wissen darum, dass sie rasch vergessen werden; oder man könnte direkt und derb reagieren wie seinerzeit der Komponist Max Reger; er schrieb einem Münchner Kritiker, der eines seiner Werke in Grund und Boden verrissen hatte, das folgende Brieflein: „Sehr geehrter Herr! Ich sitze hier im kleinsten Raum meines Hauses und lese Ihre Kritik. Noch habe ich sie vor mir ... Hochachtungsvoll: Max Reger.“ Hie und da indessen sollte wieder klar gestellt werden, was das Geschäft der Literaturkritik wäre: Nicht Selbstdarstellung des Kritikers auf Kosten des Autors, sondern faire, sachlich begründete Charakterisierung eines Textes.

*Angaben zum Buch:*

*E. Y. Meyer, Wandlung. Roman zur Jahrtausendwende. Stämpfli Verlag AG, 2012*

*CHF 39.- / € 34.-*